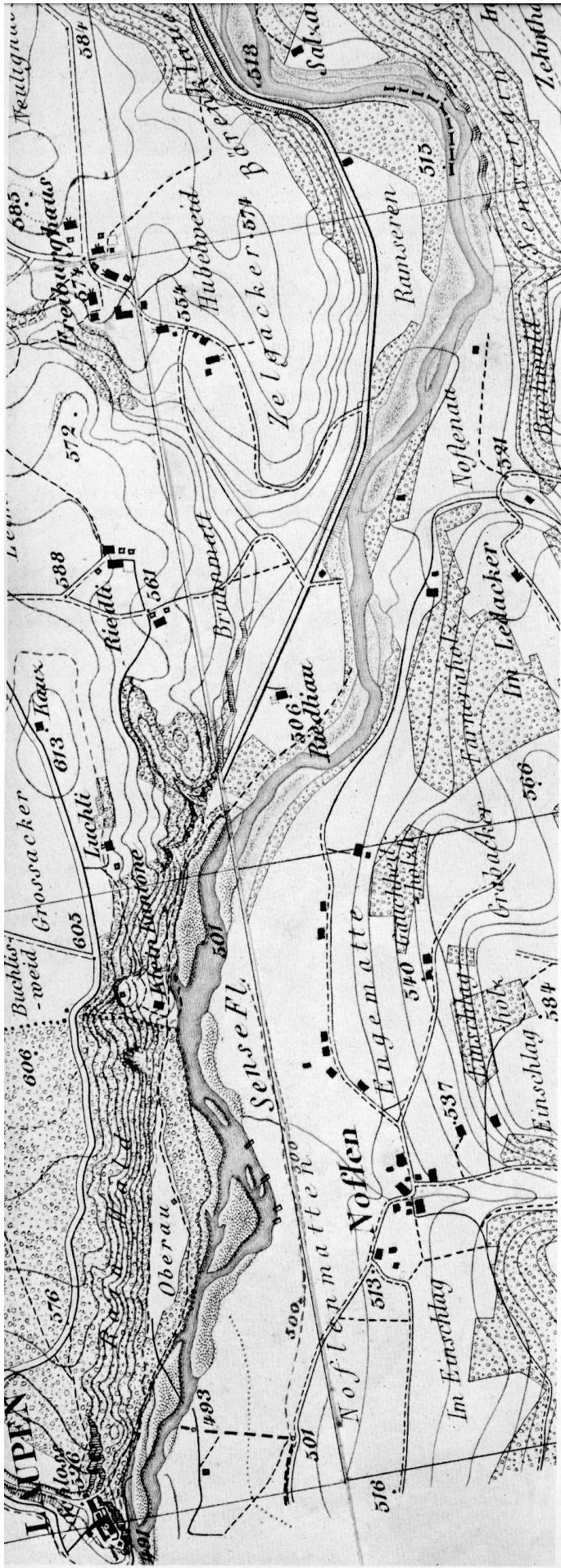


Wir und die Sense (Teil 1)

Hans Beyeler



Aus grauer Vorzeit

Vor vielen tausend Jahren haben die Gletscher das Antlitz unserer Heimat weitgehend geprägt. Aus den Alpen kommend, schliffen die gewaltigen Eiskolosse an ihren Flanken die Felsen glatt und schürften wie ein riesiger Pflug in den Niederungen die Erde. Heute haben sie sich in ihr Réduit in den Bergen zurückgezogen, sind kleine Zwerge geworden im Vergleich zu ihrer Größe während den Eiszeiten. Zurück blieben der abgelagerte Schutt, die Moränen, und die Findlinge, deren Herkunft unsere Vorfahren nicht erklären konnten und sie deshalb dem Teufel zuschrieben.

Dem ausgehenden Eis der sich zurückziehenden Gletscher entströmten die Schmelzwasser, welche sich da und dort stauten, bis sie einen Abfluß fanden oder als Seen in den Becken liegen blieben. Das Sensetal lag am Rande des hier etwa 35 km breiten Rhonegletschers, und erst das Abschmelzen des Eisriesen gab der Sense den Weg nach dem Westen frei. Etwas später mögen die ersten Menschen in dieser Gegend aufgetaucht sein, vermutlich als Jäger auf den Fährten und Spuren des Wildes. Als Nimrod, der während den letzten Sommerferien durch die weiten Wälder Skandinaviens gefahren ist, male ich mir natürlich die damaligen Jagdgründe des einstigen Üechtlandes in den leuchtendsten Farben meiner grünen Phantasie aus.

Nach den Gletschern und Flüssen trat auch

der Mensch als Landschaftsgestalter

in Erscheinung, leider nicht immer zum Vorteil der Gegend. Überall siedelte er sich an, dehnen sich die Flecken aus, von den Talsohlen bis hinauf zu den Höhen, und noch ist kein Ende der durch die Überbevölkerung hervorgerufenen Bauhysterie zu sehn. Wohl haben wir im Laupenamt noch viel Wald, haben Aare, Saane und Sense, die Bäche und Bauernland, aber wir sind bereits zu ihrem Schutze aufgerufen. Einst mußte man die Menschen vor dem Wasser schützen. Das sehn wir an der Straßenführung bei älteren Siedlungen und Flußverbauungen. Heute bedroht eine spätere Generation des homo sapiens das lebensnotwendige Element an allen Ecken und Enden. Viele unserer Gewässer sind zu stinkenden Rinnsalen geworden, in denen jegliches Leben langsam stirbt. Bei anhaltender Trockenheit macht auch die Sense den Eindruck eines Abwasserkanals. Die geplante Kläranlage soll nun Abhilfe schaffen. Gewiß, sie ist bitter nötig, aber sie wirkt nur neutralisierend, korrigiert nur die Folgen, nie aber die Ursachen der Wasserverschmutzung. Ob wir im Einzugsgebiet nicht weiter sündigen wie vorher, wenn unten gereinigt wird?

Wegen der Verschmutzung wagen es viele heute nicht einmal mehr, in der Sense ein erfrischendes Bad zu nehmen. Und dies trotz den wundervollen Gelegenheiten, wie sie sich in den Kolken unterhalb jedes Querriegels bieten. Im vergangenen Sommer war die Kalamität bei der ständig guten Wasserführung erträglich. An schönen Sonntagen sah man oberhalb Neuenegg bis weit über Thörishaus hinaus wieder viele Familien in der Nähe günstiger Badestellen. Man picknickte wieder, ließ sich an der Sonne bräunen, plantschte und schwamm in den natürlichen Bassins herum oder vertrieb sich die Zeit mit Ballspiel oder Platzgen im kühlen Schatten des Auwaldes. Wer sich an der Sense aufhielt, blieb wenigstens den Straßen fern und ging sicher ausgeruhter in die neue Woche als nach stundenlanger Fahrt in den zum Landesübel gewordenen Autokolonnen.

Das Sensetal zwischen Laupen und Neuenegg vor der Kanalisierung des Flusses. Ausschnitt aus dem Siegfriedatlas, Blatt Laupen (1870, noch ohne die Talstraße) und Blatt Neuenegg (1879).

Das farbige Bild der Badenden erinnerte mich an
die dreißiger Jahre,

als auf dem Lande noch keine Schwimmbäder bestanden und die Flüsse eine weit größere hygienische Rolle spielten. Mit vielen andern erlebte ich damals noch ungetrübte Stunden der Erholung und Entspannung an der Sense. Das Flußbett lag wesentlich höher als heute. Mit der schweren Zweiräderbänne und seinen massigen Belgiergäulen ließ Mäder Sami unzählige Grienfuder zu Bauzwecken herausholen. Der Übergang vom Ufer zu den Kiesbänken oder umgekehrt war absolut kein Problem. Die industrielle Ausbeutung von Sand und Kies in Laupen begünstigte natürlich das Abschlittern des Geschiebes und damit auch die Erosion. Im Verlaufe der letzten Jahrzehnte senkte sich das Flußbett der Sense ganz enorm. So haben wir kürzlich vis à vis der Säge von der Talsohle bis auf das Wasser einen Niveauunterschied von etwas über 3 m gemessen. Bei der Eisenbahnbrücke in Thörishaus kamen wir auf gute 4 m. Mit dem Einbau von Querriegeln hob sich das Bett streckenweise wieder ganz erheblich, womit auch das Unterspülen der Prallufer eingedämmt wurde. Aber ohne Überbrückung der Gefällsstufe ist im Unterlauf der Sense kaum eine Stelle, wo man heute Kies ausbeuten könnte.

In den schattigen Weglein des Auwaldes waren damals die Steinklopfer anzutreffen, zu meinem Besinnen Bill Hans und Burri Kari. Aus Laden errichteten sie einen Steg und holten das Rohmaterial mit Karretten heraus. Hatten sie einen Haufen passender Steine beisammen, setzten sie sich auf einen Hocker, ergriffen den Fäustel, einen scharfkantigen Hammer, und hieben die Steine mit wohlgezielten Schlägen zu länglichen Würfeln. Bei Regenwetter spannten sie etwa ein Plachtuch von Baum zu Baum, um am Scherm weiter arbeiten zu können. Vater Bill war selbst Pflasterer und setzte einen Teil seiner behauenen Steine noch selbst. Die Bogenpflaster sind nicht nur schön, sondern auch dauerhaft. Man brauchte die Steine auch beim Bau von Stallägern. Heute sind sie wenig mehr gefragt; denn ihre Herstellung ist zeitraubend und maschinell kaum möglich. Deshalb werden oft schadhaft gewordene Straßenstücke nicht neu gepflastert, sondern einfach mit einem Teerbelag überzogen, wie dies jüngst im Kirchenrank bei Neuenegg geschehen.

Irgendwo waren auch die Schwellenmacher an der Arbeit und bauten Tannliwalzen, wo die alten unterspült und abgesackt waren. Nach dem Abholzen des Gebüsches stellten sie verkehrte Böcke längs des Ufers auf. Dort hinein legten sie meist im Forst gekaufte Schwellitannli als Unterlage und bauten nachher eine rießige Welle, deren Inneres sie mit größeren Sensesteinen auffüllten, um der Walze das nötige Gewicht zu geben. Am oberen und untern Ende der oft dreißig und mehr Meter langen Untetüme wurde klafferlanges Rundholz eingestützt, um das Herausrutschen des Füllmaterials zu verhindern. Wenn der Kranz der Tannli rundum beendet war, wurde die Riesenwelle gebunden, nachher die flußwärts stehenden Beine aus den Böcken gezogen, Winden angesetzt, die Walze schließlich auf ihr Widerlager hinuntergerollt und mit Drahtseilen verankert.

Ich war mit meinen Schulklassen oft zugegen, um diesem Schauspiel beizuwohnen. Hirt Ernst von der Au rechnete es uns immer hoch an, wenn wir uns interessierten und die Arbeit der Schwellmacher würdigten. Als verantwortlicher Platzchef berichtete er uns jeweils mit sichtlichem Stolz über die Dimensionen und das ungeheure Gewicht der Uferwalzen, welche die Vorländer nun wieder einige Jahrzehnte vor dem Einbruch des Wassers schützten.

Zu den Vorarbeiten gehörte auch das Einrammen der Eisenbahnschienen, welche das Abgleiten der Walzen flußwärts ver-



Derselbe Ausschnitt 1963. Der Fluß ist zwischen Schwellen und Dämme gezwungen. Er mäandriert bei Normalwasserstand von einer Seite zur anderen (Flugaufnahme der Eidg. Landestopographie).



Wo der Talboden dem Menschen keinen Raum läßt, gehört er ganz dem Fluß. Blick von der Schwarzwasserbrücke in die Senseschlucht (Foto R. Ruprecht).

hinderten. Das war eine mühsame Heidenarbeit, die viel Muskelkraft und Schweißtropfen forderte. An Ort und Stelle wurde der ungefähr drei Meter hohe dreischenkellige Rammbock aufgestellt. Von der Spitze führte eine Führungsstange senkrecht nach unten. Daran lief ein 80 bis 100 kg schwerer Eisenklotz, welcher von drei bis vier Männern über eine Rolle aufgezogen wurde. Miteinander ließen diese ihre Zugseile fahren, worauf das Gewicht, auch Katze genannt, auf die Schiene heruntersauerte und diese Schlag auf Schlag in den kiesigen Grund des Sensebettes rammt. Auf-ab, auf-ab! So ging das in einem fort. Und keiner der Beteiligten schimpfte und fluchte über die gnietige Arbeit, den verdammten Krampf. Man war damals froh, einen gesicherten Zahntag in Empfang nehmen zu dürfen, gleichgültig wie aufreibend und schwer die Gegenleistung war. Ja, das waren noch Zeiten!

Später plazierte man Steinhutten an Stelle der Walzen, mit Sensesteinen gefüllte Drahtgeflechte. Heute werden Betonblöcke gegossen und reihenweise an die Ufer hingesezt. Sie wirken kahl und unschön, wenn nicht Weiden untergelegt werden, die später wurzeln, ausschlagen und die Klötze verkleiden. Aber auch dieser Uferschutz hat nur eine begrenzte Lebensdauer. Durch die ständig nagende Kraft des Wassers gleiten die Blöcke mit den Jahren ab, stürzen ins Wasser und treten ihre langsame Reise talwärts an. Es entsteht ein Wirrwarr wie bei den Riegeln auch. Die billigste Lösung ist eben nicht immer die zweckmäßigste und schönste. Man sollte von Zeit zu Zeit korrigierend wieder eingreifen. Entsprechende Maschinen, welche die Gewaltsarbeit zu verrichten vermögen, sind ja vorhanden.

Wo sich das Tal verbreitert, versuchte der Mensch seit Jahrhunderten, dem Fluß fruchtbaren Boden abzurufen. Bau einer Senkwalze vor 40 Jahren (Ausschnitte aus einem 16-mm-Film von Ernst Ruprecht)

- Die Walze ist mit Steinen gefüllt und wird geschlossen.
- Mit Muskelkraft wird sie über die Uferkante gerollt.
- Nach dem Sturz ins Wasser. Über der Tammwalze eine nach damals neuer Methode angefertigte Steinhütte.

Am Wasser mußst du wandern

Primär gehört das Wasser zu den Lebensnotwendigkeiten wie die Luft und das Brot. Zusätzlich wirkt es aber auch noch auf das Gemüt des Menschen, vor allem beruhigend durch sein Plätschern und Rauschen. Man kann sich fast nicht sattsehen an der aufspritzenden Gischt, an den wilden Wirbeln und den unterhalb der Riegel wieder zerfließenden Wellen. Es muß jemand schon zu den abgestumpften Naturen gehören, wenn er von der ganzen Faszination des bewegten Wassers nicht im Innersten erfaßt wird. Zur Abwechslung queren Bachstelzen hüpfend den Luftraum über dem Flußbett und schnappen dabei überm Wasser tanzende Insekten auf. Oder bisweilen stürzt sich sogar noch eine Wasserramsel oder ein Eisvogel kopfüber in die kühle Flut, um dort nach Nahrung zu suchen. Ab und zu erheben sich in einer stillen Bucht der Sense noch Stockenten und klingen in raschem Fluge davon. An einem andern Ort ragen die Äste einer Weide ins fließende Wasser und schnellen immer wieder zurück.

